

Schuld und Vergebung

Sünde: Ein Begriff der Würde:

Ein Freund von mir war Gefängnispfarrer in New York. Unter den Gefangenen, mit denen er es zu tun hatte, war ein Schwarzer aus Harlem, der seine Mutter getötet hatte. Bei einem Besuch bei ihm wollte der Freund ihn trösten, indem er seine Schuld kleinredete. Er sprach von der Armut, der Arbeitslosigkeit, der Kriminalität in Harlem und sagte dann: „Unter diesen Verhältnissen ist es kein Wunder, dass die Gewalt so nahe liegt.“ Der Freund hatte Recht. Der Gefangene aber nahm sich ein anderes Recht. Er schrie den Pfarrer an, der es so gut mit ihm meinte: „**Ich** habe meine Mutter getötet, nicht die Verhältnisse!“ Der Gefangene bestand auf seinem Recht, Autor und Subjekt seiner Tat zu sein, und nicht nur geschütteltes Objekt der Verhältnisse. Er bestand auf der Würde seiner Schuld. Nach der Nazizeit haben sich viele damit entschuldigt, dass sie ja nichts machen konnten; dass sie nichts gewusst haben und dass sie nur ein Rädchen im Getriebe des Verbrechens waren. Sie haben sich selber abgesprochen, Subjekte ihrer Handlungen zu sein. Sie haben sich entwürdigt, indem sie sich selbst zu einem Maschinenteil degradiert haben, zu einem Rädchen im Getriebe des Ganzen.

Ich erinnere mich an eine Gegengeschichte, an eine der infamsten und feigsten Geschichten der Macht, zugleich eine Erzählung, in der ein Mensch zu seiner Schuld steht: Der König David begehrt die Frau des Hetiters Uria, er sorgt dafür das Uria umgebracht wird, dass er die Frau haben kann. Der Prophet Nathan tritt dem König entgegen, und dieser erkennt seine Sünde. Die erstaunliche Größe des Königs: Er weicht dem Urteil nicht aus. Seine Würde besteht nicht darin, dass er nicht gesündigt hat. Sie besteht darin, dass er der Einsicht in sein Verbrechen nicht ausweicht. Er wagt es, sein Gesicht zu verlieren. „Ich habe gesündigt gegen den Herrn!“, sagt er. Er entschuldigt nichts, er vertuscht nichts, er beschönigt nichts. Er wehrt sich nicht gegen das Urteil Gottes und seines Propheten. Er hätte die Stimme Gottes abwürgen und den Propheten töten können, wie es die Macht gewöhnlich tut. Vielleicht ist es das Größte, was einem Menschen gelingen kann, sich vor der eigenen Schuld nicht zu verstecken und wehrlos zu werden vor dem Urteil Gottes und des eigenen Gewissens. Der 51. Psalm, der große Bußpsalm, wird David zugeschrieben und darin die Aussage, dass Schlachtopfer und Brandopfer nichts ausrichten gegen die eigene Schuld, dass Gott aber den „geängsteten Geist“ und das „zerschlagene Herz“ nicht verachtet. David hat sich sein Herz, sein Ansehen vor sich selbst und vor anderen zerschlagen lassen. Er bricht mit sich selbst, indem er dem harten Satz des Propheten nicht ausweicht: „Du bist der Mann!“ Welche Würde, sich die Maske vom Gesicht reißen zu lassen! Gott würdigt die Würde Davids, indem er ihn bestraft. Er vergibt, aber er befreit den König nicht von den Folgen seines Verbrechens. Er lässt ihn leben und lässt ihn neu anfangen, beladen mit der Last seiner Untat. David, der fähig war, gegen sich selbst Partei zu ergreifen, ist ein Gesegneter und ein Geschlagener zugleich. Gott verbilligt nichts, auch nicht seine Gnade. Gott hält uns für mündig, darum auch für schuld-mündig. Wir sind keine Apparate, wir sind Menschen mit Gewissen und mit der Fähigkeit, unser Leben zu verspielen. Die Wörter Sünde und Schuld sind keine Ausdrücke, die uns erniedrigen. Sie sagen etwas über die Größe und die Schönheit

des Menschen. Je ernster man sich selbst nimmt, umso ernster nimmt man auch seine Sünde und seine Schuld. Darum liebe ich Luthers Lied:

Aus tiefer Not schrei ich zu dir,
Herr Gott, erhör mein Rufen.
Dein gnädig Ohren kehr zu mir
Und meiner Bitt sie öffne.
Denn so du willst das sehen an,
was Sünd und Unrecht ist getan,
wer kann, Herr, vor dir bleiben.

Man hört diese Art Lieder heute seltener in unseren Gottesdiensten. Wir sind immer schon mit der Vergebung, der Gnade und der Gutmütigkeit Gottes da, ehe unsere Seele durch das Säurebad der Erkenntnis der eigenen Schuld gegangen ist. Könnte es sein, dass wir damit auch die Begriffe Vergebung und Barmherzigkeit kastrieren?

Aber will ich denn wirklich die alte neurotische Schuldkultur, wie sie in unseren Kirchen und vor allem in den protestantischen so oft gepflegt wurde und die viele Menschen ins Unglück gestürzt hat? Nein, ich will sie nicht. Ich will nicht, dass die Sündenlieder die Hauptlieder in unseren Kirchen sind. Ich will keine Kultur, in der die Sünde mächtiger zu sein scheint als Gott selbst. Ich weiß, was sie angerichtet hat, vor allem bei Frauen. Wir entkommen dem Schmerz und der Trauer nicht, wo wir unsere Schuld erkennen und zu ihr stehen. Aber zur eigenen Schuld zu stehen, ist eine Sache des erhobenen Hauptes, nicht einer ständigen Geducktheit, Freudlosigkeit, Lebensunsicherheit und Selbstverachtung. In den Buddenbrooks von Thomas Mann wird die alte Sündenversessenheit ironisiert:

Ich bin ein rechtes Rabenaas,
Ein wahrer Sündenkrüppel,
Der seine Sünden in sich fraß,
Als wie der Rost den Zwippel.
Ach Herr, so nimm mich Hund beim Ohr,
Wirf mir den Gnadenknochen vor
Und nimm mich Sündenlummel
In deinen Gnadenhimmel.

Es gibt aber nicht nur diese tiefe existentielle Verängstigung durch ein falsches Sündenbewusstsein in unserer Tradition. Der Begriff Sünde wie die Bekehrung des Sünders werden auch zerstört durch eine lyrisch-zartbittere Allgemeinheit und Abstraktheit. Der kostenlose und oft ausgestoßene Seufzer „Wir sind allzumal Sünder“ verheimlicht die Adresse des Sünders, und er lenkt von der eigenen Schuld auf die allgemeine Schuldigkeit ab. Dieses unverbindliche Sündenbewusstsein schützt vor der Bekehrung, denn im großen Chor aller Sünder kann man die eigene Schuld wunderbar verstecken. Ich erinnere mich an eine Diskussion um den Nachrüstungsbeschluss und der Friedensbewegung am Anfang der 80er Jahre. Sie fand ein klägliches Ende, als kirchliche Vertreter erklärten: „Wie wir uns auch entscheiden, ob für die Stationierung der Pershings oder gegen sie – wir stehen so oder so unter dem Gesetz der Sünde.“ Die mögliche Wahrheit wurde begraben unter dem falschem Argumente: Möglich ist alles und falsch ist alles, weil wir „allzumal Sünder“ sind. Die Sünde kann harmlos und verspielt werden, wo ihr die Konkretheit und damit der existentielle Ernst

genommen wird. David hat sich vor dem Propheten Nathan nicht damit entschuldigt, dass wir ja alle Sünder sind. Er hat nicht an seine Sündhaftigkeit gedacht, sondern an seine Sünde; an den Mord und an den Raub der Frau. Und so hat er sich nicht vor der Bekehrung geschützt.

Gut, das allgemeine Sündengejammere ist mir fremd. Aber ich zitiere einen Gedanken, den die Frauen und Männer der Mystik immer gedacht haben: Je mehr Menschen die Größe und das Geheimnis Gottes ahnen, umso mehr verbergen sie zitternd ihr Gesicht vor dieser Größe, wie Mose sein Gesicht verhüllt hat, als Gott aus dem brennenden Busch zu ihm sprach. Je mehr Menschen das Herz Gottes ahnen, umso mehr fühlen sie sich unwürdig, unrein und sündig. Nein, dies ist nicht das Hauptgefühl vor dem Antlitz Gottes. Aber es gibt offensichtlich die tiefe Erfahrung, dass wir vor der verzehrenden Heiligkeit Gottes nicht genügen und dass unsere Lippen mit glühenden Kohlen gereinigt werden müssen, bis sie das Lob Gottes singen können. Es ist die eine Wahrheit: Wir sind Gottes nicht würdig; und die andere tiefere Wahrheit: Gottes Gnade überwindet unsere Würdelosigkeit. Die Größe Gottes ist nicht die seiner puren Überlegenheit und Macht. Es ist die Größe der Liebe. Und wer hätte es nicht wenigstens einmal vor einer großen Liebe erfahren: Ich bin nicht würdig, ich bin ein Schuldner vor dieser großen Liebe, und ich werde diese Schuld nicht abtragen können. Wir sind der Liebe Gottes nicht würdig, wie niemand irgendeiner Liebe würdig ist. Vielleicht liegt unsere einzige Würdigkeit darin, dass wir ihrer bedürfen. Unsere Bedürftigkeit ist unsere Würde.

Vergebung:

Ich wollte, wir könnten das Wort Vergebung hören „frisch wie am ersten Tag“; es hören, als hätten wir es noch nie gehört. Wir haben es in unseren Kirchen so oft zu tun mit verwohnten Geheimnissen. Mit der Sprache unserer Tradition geht es uns oft, als wohnen wir in einem Schloss, dessen Schönheit wir nicht mehr wahrnehmen, weil wir zu lange darin gewohnt haben. Die Gefahr der Gewöhnung ist, dass wir das alte Wort Vergebung hören, als sei es selbstverständlich, dass auf ein Vergehen Verzeihung folgt und nicht Rache und Vergeltung. Die Gefahr ist, dass wir den Widerspruch nicht mehr hören, den unsere Tradition gegen die Geläufigkeiten erhebt. Geläufig ist, dass Zurückgeschlagen wird, wo einer schlägt; dass, wer sein Leben verspielt, im Kerker seiner Schuld eingemauert bleibt. Geläufig ist, dass jeder kriegt, was er verdient. Vergeben – eine der schönsten Fähigkeiten, Vergebung annehmen – eine beinahe noch größere Kunst.

Es gibt Dinge, die man sich nicht selbst gewähren kann, wenn sie uns nicht gewährt werden. Man kann sich nicht schön finden, wenn uns niemand schön findet. Man kann sich nicht selbst begnadigen, wenn uns niemand begnadigt. Man kann sich nicht selbst vergeben, wenn uns niemand vergibt. Wir sind nicht autark, wir genügen uns nicht selbst und wir kommen nicht mit uns selbst aus. Wir sind auf die Güte von anderen angewiesen. Dass wir bedürftige Wesen sind, ist nicht unser Mangel, es ist unser Reichtum. Sogar Gott ist bedürftig, er braucht unsere Liebe und unseren Trost. Je geistiger ein Wesen ist, umso mehr stimmt es der eigenen Bedürftigkeit zu und schämt sich ihrer nicht.

Unsere Bedürftigkeit fühlen wir als Schmerz, wo wir schuldig geworden sind und wo wir auf die Vergebung Gottes oder der Menschen angewiesen sind. Es ist nicht leicht, sich vergeben

zu lassen, fast schwerer, als jemandem zu vergeben. Es ist nicht leicht, wehrlos zu werden; nicht mehr auf der Selbstverteidigung mit allen Mitteln zu bestehen und sich auszuliefern an die Gnade eines anderen. Es ist nicht leicht, aber es ist eine der großen Schönheiten des Menschen, sich aus dem verbissenen Selbstschutz herauszuwagen und zu riskieren, sich der Gnade Gottes oder der Menschen anzuvertrauen. Es ist nicht leicht, und doch dürsten wir Menschen nach fast nichts mehr als nach Vergebung. Wir dürsten danach, eine Zukunft zu haben, nachdem wir sie mit unserer Schuld und mit unserem Ungenügen ruiniert haben. Man muss schon gewissenstau sein, wenn man die grenzenlose Sehnsucht nach Reinheit und einem Neuanfang nicht achtet, die im 51. Psalm ihre Stimme findet: „Wasche mich rein von meiner Missetat und reinige mich von meiner Sünde.“ Es ist eine der großen Menschenwürde, sich nicht mit seinem verlorenen Leben abzufinden

Der Durst nach Vergebung füllt viele Seiten der Bibel. Vergebung ist geradezu einer der Namen Gottes. „Bei dir ist Vergebung.“, schreit der Psalmist aus der Tiefe seiner Schuld (130, 4). „Bei ihm ist viel Vergebung.“ (Jesaja 55,7) Und das Versprechen Gottes (Jesaja 1,18): „Wenn eure Sünde auch blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden, und wenn sie rot ist wie Scharlach, soll sie doch wie Wolle werden.“ Bei Jeremia (31,34): „Ich will ihnen ihre Missetat vergeben und ihrer Sünde nie mehr gedenken.“ Genauso ist das Neue Testament voll von Vergebungs- und Barmherzigkeitsgeschichten, und eine Bitte im zentralen Gebet der Christenheit, dem Vaterunser, heißt: „Vergib uns unsere Schuld.“

Wie aber vergibt Gott unsere Schuld? Nimmt er sie nicht ernst, wie ein Vater die Fehler seiner unmündigen Kinder nicht ernst nimmt? Wischt er alles weg, wie man eine Tafel mit einer fehlerhaften Aufgabe freiwischt? Im Alten Testament, im ersten Buch Samuel (8, 1-22), wird erzählt, wie das Volk von Gott abfällt, indem es sich einen König wünscht. Bisher gab es diese Institution nicht. Männer und Frauen, die man Richter nannte, führten das Volk in Krisenzeiten. Gott war sein eigentlicher König und Führer. Nun aber sagen sie: „Wir wollen einen König, wir wollen sein wie alle anderen Völker! Ein König soll uns richten, vor uns herziehen und unsere Kriege führen.“ Abfallsgeschichten werden oft mit dieser Formulierung eingeleitet: „Wir wollen sein wie die anderen Völker!“ – also nicht mehr das besondere, von Gott erwählte, geliebte und von ihm geführte Volk. Gott ist einst vor dem Volk hergezogen bei dem gefährlichen Zug durch die Wüste, am Tag in einer Wolkensäule, nachts in der Feuersäule. Jetzt aber wollen sie einen König an der Stelle Gottes, der vor ihnen herzieht und ihre Kriege führt. So sagt denn auch Gott im Gespräch mit Samuel: „Sie haben mich verworfen, dass ich nicht mehr König über sie sein soll.“ Samuel hält dem Volk vor, was es heißt, einen König zu haben. Eure Söhne wird er zu Knechten nehmen, sagt er, und eure Töchter in seinen Dienst. Das Beste von euren Kornfeldern, Weinbergen und Herden wird er nehmen, hält er dem Volk vor. Das Volk bleibt dabei: „Nein, sondern ein König soll über uns sein!“ Gott spricht zum Propheten: „Gehorche ihrer Stimme und mache ihnen einen König!“ Das Volk wird nicht vor seiner Sünde bewahrt, es bekommt seinen erwünschten König, obwohl dieser Wunsch den Abfall vom Königtum Gottes bedeutet. Es kommt, wie es kommen musste und wie der Prophet es gesagt hat: Das Volk leidet unter seinen Königen, unter ihrer Habgier und unter der kalten Berechnung der Macht. Aber diese neue, vom Volk gegen Gott ertrotzte Situation wird zur Qual und zur Gabe Gottes in einem. Der König ist nun der Gesalbte des Herrn; er, der gegen Gottes Willen erwünscht wurde, führt und schützt es nun und baut den Tempel Gottes. Die Niederlage in der Sünde wird zur neuen Gabe Gottes. Das Volk ist nicht einfach eingeschlossen in sein Versagen und in die Folgen seiner falschen Wünsche. Die Schuld bleibt nicht folgenlos, denn der König ist so König, wie Gott es angedroht hat: Er raubt und plündert und frisst das Beste vom Volk. Und

das andere zugleich: Das Königtum ist das neue Geschenk Gottes an das Volk. Vergebung stellt den alten Zustand der Unschuld nicht wieder her. Aber aus den Ruinen der Schuld wächst das neue Heil.

So leben wir: eingeholt durch unsere eigene Vergangenheit, unter uns selber stöhnend; zugleich als solche, die einen neuen Namen haben und denen ein neuer Anfang gewährt wird. Das Gefängnis ist offen. Fürchte dich nicht! „Denkt nicht mehr an das Alte und achtet nicht auf das Vorige; Denn siehe, ich mache alles neu.“ (Jesaja 43, 18f) Dieser Anfang ist nicht wie der Lebensanfang eines unschuldigen Kindes. Es ist ein Anfangen mit Wunden und Narben. Ich erinnere mich an das Kennzeichen des Odysseus, das seine Identität bewies. Der heimkehrende Odysseus ist nach langer Abwesenheit in seiner äußeren Erscheinung unkenntlich geworden, er muss seinen alten Vertrauten seine Identität ausweisen. Sein Kennzeichen ist eine Narbe. Also das, was seine Identität einmal aufs äußerste bedrohte, die Wunde, wird in der Narbe, in der Erinnerung an die Wunde, zum Kennzeichen der eigenen Person. Menschen, die aus Niederlagen neu anfangen, haben ein unveränderliches Kennzeichen: die Narben. Den neuen Weg mit Schrunden und Narben zu gehen, ist schöner als ihn mit Füßen zu laufen, die noch nicht durchs Feuer gegangene sind.

In unserem Land kennen wir die Todesstrafe nicht. Es hat lange gedauert, bis wir darauf verzichtet haben. Wer kennt nicht den Wunsch, die zu vernichten, die vernichten? Wo ich dies schreibe, läuft der Prozess gegen Anders Breivik, der auf einer Insel in Schweden 69 Kinder und Jugendliche getötet hat. Mein unmittelbares Gefühl ist: Dieser Mensch soll an den Galgen. Ich schäme mich dieses Gefühls nicht. Es hat sein Recht. Aber Gott tritt mir mit einem grösseren Recht entgegen, mit dem Recht seiner Gnade. Wir ringen uns das Verbot der Todesstrafe ab gegen unsere unmittelbaren Gefühle. Vielleicht ist es das schönste Erbe des Christentums. Das haben wir von diesem Gott der Vergebung zu lernen: Es gibt keine endgültige Verlorenheit und keine Kerker der Schuld mit undurchdringlichen Mauern. Es gibt vor dem Gott der Güte keine Hölle. Schade, dass wir dies so spät eingesehen haben.

Jüngstes Gericht

Kein anderes Symbol, kein anderer Gedanke hat in der Geschichte der Christenheit so viel Angst und Schrecken verbreitet wie der eines grandiosen Gerichts über den Menschen nach seinem Tod. Es ist der Tag des Zornes, der Dies Irae, wie es in einem alten liturgischen Text heißt, der von Mozart, Verdi, Berlioz, Britten, Cherubini und von vielen anderen Komponisten vertont wurde. Eine Strophe jenes Dies Irae heißt:

Welch ein Graus wird sein und Zagen,
Wenn der Richter kommt, mit Fragen
Streng zu prüfen alle Klagen.

In fast allen alten Kirchen ist jenes Jüngste Gericht dargestellt: Der große Höllensturz der Verdammten ins ewige Feuer und die Aufnahme der Frommen in den Chor der Seligen. Den Schrecken befestigten auch volkstümliche Erzählungen wie etwa die, dass die Verdammten im höllischen Feuer gewendet würden. 100 Jahre braten sie auf dem Rücken, dann wieder 100 Jahre auf dem Bauch. Wie kommt es, dass diese Erzählungen der Qualen so vordringlich geworden sind gegen die Erzählungen des Erbarmens und der Vergebung, von denen die Bibel voll ist? Es liegt wohl daran, dass die Hoffnung, das Gottesbild und die Frömmigkeit der Menschen nicht unabhängig sind von den Lebenslagen, in denen sie sich befinden. Ist

das Leben karg, sind das Brot und die Gesundheit nicht selbstverständlich; sterben die Kinder früh und sind die Menschen in ihrem alltäglichen Leben tief verängstigt, dann zeigt sich dies auch als Angst vor Gott. Ist das Zutrauen zum Leben gering, dann droht auch das Zutrauen zu Gott zu verblassen. Dass unser Gottesbild heute freundlicher ist; dass die religiösen Texte und Lieder fröhlicher und menschenfreundlicher sind (manchmal bis zur Banalität), das hat auch damit zu tun, dass das Leben zu uns freundlicher ist und dass es nicht jeden Augenblick vom Tod bedroht ist, jedenfalls nicht in unserer Ersten Welt. Und so ist es kein Wunder, dass das düstere Dies Irae aus der Totenliturgie verschwunden ist und dass wir in neuen Kirchen keine düsteren Gerichtsdarstellungen mehr finden.

Gut! Wir glauben zum Glück heute nicht mehr an eine furchtbare Endabrechnung Gottes. Aber ist damit der Gedanke an das Jüngste Gericht erledigt, und wie könnten wir ihn unter den Bedingungen unseres Lebens verstehen? Was könnte sein humanes Geheimnis sein? Eine erste Überlegung: Wir haben als Menschen ein Recht auf das Jüngste Gericht. Wir haben ein Recht darauf, einmal unverhüllt vor dem Antlitz Gottes zu stehen, wo und wie auch immer – das weiß nur Gott. Es ist eine Gnade, zu erkennen, wer wir sind und was wir waren. Wie alles andere, ist es ein Geschenk Gottes, dass wir uns selbst nicht verborgen sind und dass wir uns in allem Gelingen und in allen Winkelzügen durchschauen können. Es gehört zu unserer Würde, vor Gott und vor uns selbst nicht versteckt zu bleiben. Gott verstellt uns den Fluchtweg, den Adam und Eva nach ihrem Fall versucht haben. Wo bist du und wer bist du?, fragt er und rettet uns vor unserer eigenen Feigheit und Dunkelheit. So ist das Gericht seiner Frage und seines Blicks unsere Reinigung und unser Schmerz. Wir entgehen dem Schmerz über uns selbst nicht, wo wir unser Ungenügen, unseren Lebensverrat und unsere Bosheit erkennen; wo wir also ungeschminkt uns selbst gegenüber treten. Jeder, der keine seelische Hornhaut hat, der fähig ist sich zu schämen und sich Würde zutraut, kennt ja die Qual, sich selber als Verräter zu entdecken.

Nein, es ist nicht nur Pein, wenn wir uns selber schutzlos sehen und wenn gesehen werden, wie wir sind. Es kommt ja immer darauf an, vor welchen Augen wir nackt sind und gerichtet werden. Ein schlichter Vers aus dem 44. hilft mir, den richtenden Blick Gottes zu verstehen:

Er kennt ja unseres Herzens Grund.“

Kann jemand mich besser kennen, als ich mich selber kenne? Und will ich, dass mich jemand besser kennt, als ich mich kenne? Es kommt darauf an, von welcher Art diese Kenntnis ist. Kennen und Erkennen können eiskalte Wörter sein: Jemanden erkennungsdienstlich behandeln; ihn so behandeln, dass er belangbar ist; dass er verfügbar ist und dass er in den Fängen eines anderen ist. Das ist nicht die Art, wie Gott den Menschen kennt, obwohl wir ihm gelegentlich solche Bosheiten angedichtet haben. Kennen und Erkennen sind Formen der Liebe. Das Wort Erkennen hat eine erotische Dimension: Adam erkannte sein Weib, und sie wurde schwanger, heißt es am Anfang der Bibel. Vielleicht erkennt uns Gott so in seinem Gericht, dass wir schwanger werden und Leben gebären von seiner Güte. Das Bild und der Gedanke sind schön: eine Erkenntnis, die nicht nur die Feststellung dessen ist, was der Fall ist; sondern eine Erkenntnis die Reinheit und Leben schafft. Ja, Gott erkennt uns auch in unserer Bosheit, er ist also nicht ein gemütlicher Onkel, der, wenn er gut gelaunt ist, alles

übersieht. Aber er erkennt uns so, dass uns der Atem bleibt. Vielleicht ist es das Schönste, was man sich denken kann, dass ein Mensch, der uns liebt, uns in unseren Schwächen erkennen kann, ohne dass uns diese Erkenntnis vernichtet. Sich in die Erkenntnis eines anderen bergen mit allen Schwächen und Stärken, das hieße, sich lieben lassen. Sich in die Erkenntnis Gottes bergen, ohne Angst, vernichtet zu werden, das hieße, sich von Gott lieben lassen. Dass er „unseres Herzens Grund“ kennt, besser als wir ihn kennen, ist keine Drohung. Es ist der ganze Lebenstrost. Das Gericht Gottes als ein Akt der Liebe!